

PROF. DR. WOLFGANG BEINERT

Ordo und Ehe im Spannungsfeld der Sakramente

Ihre Arbeitsgemeinschaft hat die Bitte an mich herangetragen, so das Einladungsschreiben, im Rahmen des Tagungsthemas „*Diakone im Spannungsfeld von Ehesakrament und Weihesakrament*“ ein theologisches Statement (ca. 30 Min.) grundsätzlicher Art zu den Themen Sakramente, speziell Ordo und Ehesakrament und deren theologischer (evtl. auch spiritueller) Beziehung zueinander (zu) geben“. Wer weiß, wie viele Wackersteine auf dem Weg zu diesem Ziel liegen und an wie vielen schlafenden Hunden der Wanderer sich vorbeidrücken müsste und das auch noch im Joggingtempo, der würde eigentlich lieber auf andere Pfade ausweichen, die ebenfalls zu schönen Aufenthaltsorten führen. Mit dem christlichen Mut zur Unvollkommenheit wagen wir es trotzdem, die problemreiche Strecke zu betreten. Wir wollen es so anstellen, dass wir deren ersten Teil damit bestreiten, einige prinzipielle Überlegungen zur Kategorie *Sakrament*, zum Begriff *Sakramentalität* anzustellen. Es wird sich rasch zeigen, dass damit bereits ein erhebliches und energiereiches Spannungsfeld erzeugt wird, innerhalb dessen sich die einzelnen Gegebenheiten - konkret vor allem die so genannten sieben Sakramente und damit auch die beiden hier anvisierten - bewegen, ungeachtet der Probleme, die sie je selbst noch einmal gesondert aufwerfen. Deswegen nenne ich diese Reflexionen



„Ordo und Ehe im Spannungsfeld der Sakramente“. Daraus ergeben sich als zweiter und als dritter logischer Passus einige Überlegungen zu den gerade erwähnten sakramentalen Konkretionen. *Einige* Überlegungen: Natürlich können wir nicht alle Aspekte von Weihe- und Ehesakrament behandeln, die von dogmatischer Bedeutung sind. Der Punkt, den wir erreichen wollen, besteht ja in der Beziehung der beiden zueinander. Wie bereits der Tagungstitel meldet, handelt es sich, genau genommen, um gar keinen Punkt - die Tagung hätte dann wohl gar nicht erst stattfinden müssen -, sondern wiederum um ein Feld, ein *Spannungsfeld* obendrein. Das braucht nicht weiter bewiesen zu werden: Wiederum gilt: Sonst hätten die Organisatoren sich alle Mühen sparen oder auf andere Objekte wenden können.

Es bleibt also als Restschritt der vierte Teil: Welche Beziehungen und Bezugspunkte verbinden die

beiden Sakramente, die im Focus unserer Anstrengungen stehen? Schon jetzt ist anzumerken: Noch einmal ist dieses eigentliche Ziel der Reflexion kein Punkt, sondern die Weite eines Feldes, in dem dann in Diskussion und Dialog die Grenzen markiert werden könnten, die die Thematik sichtbar macht. Sie haben Bedeutung nicht nur für die Tagungsteilnehmer, sondern darüber hin aus für die ganze Kirche, deren Heilszeichen neben anderen Ordo und Ehesakrament sind.

2. Sakrament als theologische Kategorie

Ist das Christentum eine komplizierte Religion? Wer sich auch nur ein wenig auskennt mit ihr, wird spontan ein kräftiges Ja/verlauten lassen. Wer ein wie immer geartetes theologisches Studium hinter sich hat, wird vermutlich einen tiefen Seufzer damit verbinden. Er denkt an die dickleibigen und schwerverdaulichen Schwarten der Ethiken und Dogmatiken, an die meterfressenden Kommentarbände im Buchregal und an die zahllosen Monographien zu allen möglichen und prima vista sogar unmöglichen Themen. Trotz der augenscheinlich und im wahrsten Wortsinn erdrückenden Fakten muss auf die Frage mit einem deutlichen und noch kräftigeren Nein.' geantwortet werden.

Die Botschaft des Christentums ist so einfach und unkompliziert wie nur denkens- und wün-

sehenswert. Sie besagt: Gott, der die *Liebe ist, liebt die Menschen so, dass er sie in seinen Lebenskreis für ewig einbeziehen will; und das wissen wir durch Jesus Christus, der sich im Vollzug dieser Botschaft als wahrer Mensch und wahrer Gott erwiesen hat*. Alles, was darüber hinaus gesagt werden kann, ist nur dann legitim und christlich, wenn es Entfaltung und Verdeutlichung dieses Satzes ist. Das ist freilich und eingeständenermaßen sehr viel und man benötigt sehr zahlreiche Sätze, um es verständlich und plausibel werden zu lassen. Da kann die Gefahr oder die Versuchung des Schwätzens nicht vermieden werden. Das Heilmittel dagegen besteht in der stetigen und strengen Relativierung jenervielen Statements auf den fundamental christlichen Satz, wie wir ihn gerade formulieren wollten. Die Regel trifft auch für die Kategorie *Sakrament* zu. Durch sie wird folgende Realität auf den kurzen Begriff gebracht: Gott liebt die Menschen. Das bedeutet, dass er sich ihnen als der Liebende auf menschliche Weise erschließen muss. Da schon Liebe und erst recht Gott Begriffe sind, die die uns gegebenen empirischen Sprachmöglichkeiten übersteigen (transzendieren), können deren Inhalte nur vermittels von Zeichen (Symbolen) zugänglich gemacht werden. Das können Worte, das können Gesten, das können Handlungen sein - ein Mensch kann dem anderen sagen, dass er ihn mag; er kann ihn sanft streicheln; er vermag durch hundert rote Rosen unwiderstehlich zeigen: Du bist das Wertvollste, was ich habe. Auch Gott hat sich in diesen Grenzen zu bewegen, selbst, nein gerade wenn er eine Liebesbeziehung zu uns aufbauen will. Er bedarf bestimmter Worte, Gesten und Handlungen als Lie-

besserweis. Sie sind in sich und losgelöst von dieser Intention belanglos sowie dieser Satz Ich liebe dich absolut genommen, z. B. als Exempel der Grammatik, durch jeden anderen ersetzt werden könnte. Erst wenn er im Kontext einer realen personalen Beziehung gesprochen wird, zeigt er diese an - und realisiert sie zugleich. Er wird zum Zeichen, zum Symbol.

In der theologischen Fachsprache hat man seit *Tertullian* (+ um 200) solche Symbole, wenn sie als gottgesetzt erkannt worden sind, *sacramento* genannt. Ursprünglich bedeutete dieses Wort Geheimnis oder *Fahnenleid*. Bestimmend wurden die Überlegungen Augustinus (+ 430), sie seien sichtbare Zeichen, die sinnbildhaft auf die göttliche Gnade nicht nur hinweisen (wie die *informierenden* Zeichen, z.B. Piktogramme), sondern diese gleichzeitig verwirklichen. Wir müssen die Entwicklungen im einzelnen übergehen, die sie in der Folgezeit bis ins 20. Jahrhundert hinein durchgemacht haben, können aber nicht ganz auslassen, dass es bis in s Mittelalter gedauert hat, ehe sich der Begriff auf die uns geläufigen Symbolhandlungen konzentrierte. Weder die Zahl noch die als sakramental deklarierten Zeichen blieben konstant. Nach ersten Überlegungen im ausgehenden 19. Jahrhundert brach sich dann bis zur Mitte des 20. die Erkenntnis Bahn, dass es sich bei der gemeinten Wirklichkeit prinzipiell um eine Kategorie, also eine Klasse handele, der verschiedene analoge Fakten zuzuordnen seien. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Erkenntnis vor allem in seinem zentralen Dokument, der Kirchenkonstitution „*Lumen gentium*“ aufgenommen und als verbindlich deklariert. Von Sakrament kann und darf

demnach immer dort geredet werden, wo sich die Liebe Gottes in wie auch immer verdichteter Form empirisch greifbar und damit menschlich zugänglich ereignet in der Gestalt, dass der sie aufgreifende und bejahende Mensch zu jener Vollendung kommt, die in religiöser Terminologie *dos Heil* genannt wird. Das ist der Fall zuerst und fundamental bei Jesus von Nazaret selber. Er kann daher das Ursokroment genannt werden. Das ist in Konsequenz zum kirchenbegründenden Willen Jesu die Heilsgemeinschaft Kirche, der man darum den Titel Grundsakrament reserviert hat. Endlich trifft die Kategorie für jene Einzelhandlungen zu, die historisch gesehen am Beginn des Erkenntnisprozesses gestanden sind, den sieben Sakramenten des Mittelalters, die dogmatisch endgültig auf dem Konzil von Trient definiert worden sind. Den Bischöfen ging es ausweislich der Akten dabei nicht in erster Linie um eine arithmetische Festlegung, sondern um eine nochmals symbolische Erklärung. In der Gematrie, der Lehre von der Zahlensymbolik, ist die Ziffer sieben der Ausdruck absoluter Fülle und Vollkommenheit. Sie ist die Summe von drei, der Gotteszahl (Trinität), und vier, der Weltziffer (vier Himmelsrichtungen). Sieben Sakramente heißt also ausgeschrieben olles Heil, die *Zuwendung der ganzen* Liebe Gottes. Schon seit je spürte man freilich, dass es damit seine Bewandnis nicht habe. Es gibt indefinit viele Zeichensetzungen, die der Kategorie Sakrament zuzusprechen sind, z. B. die vielen Segnungen und Weihungen, die im Benediktionale zusammengefasst sind, einem nicht eben dünnen Buch. Im Anklang an unseren Leitbegriff nannte man sie Sakramentalien. In einem Lexikon kann man dazu



lesen: „Gemeinsam ist ihnen, dass sie über den Kernbereich kirchlich-liturgischen Handelns in den Sakramenten hinausgreifen, diese vorbereiten, ausdeuten, umlagern, und dass sie auf nahezu alle Bereiche christlicher) Alltagserfahrung und -bewältigung bezogen sind“ (V. Drehsen u.a., Wörterbuch des Christentums, Gütersloh-Zürich 1988, 1111 <G.Langgärtner>). In einem letzten Gang theologischer Reflexion wurde dann klar: Diese Bezugsetzung erfüllen auch viele Symbole, die nicht liturgischer Art sind. Wenn sich Gottes Liebe auch durch den Blasiussegen zeigen kann, warum dann nicht ebenso durch ein freundliches Lächeln, ein liebevolles Geschenk, das unerwartet gegeben wird, durch das Halten der Hand eines Kranken oder Sterbenden? Um sich dieses Gefüge zu veranschaulichen, kann man an einen Menschen denken (Jesus Christus), der über seinen Arm (Kirche) mit den Fingern (*Einzelsakramente und übrige sakramentale Wirklichkeit*) etwas an sich zieht (die *Schöpfung zu ihrem Heil*). Sakrament ist, so kann man

in etwas akademischerer Diktion den Reifungsprozess des theologischen Denkens resümieren, eine Bezeichnung für die Vergegenständlichung der Liebe Gottes in der Welt - und weil diese sich dem Glaubenden allenthalben von der Schöpfung über die Erlösung bis hin zur eschatologischen Vollendung in Fülle zeigt, kann man prinzipiell keiner geschaffenen Wirklichkeit die Befähigung zur sakramentalen Würde a priori absprechen.

Wir müssen uns freilich nach diesem Rundumblick wieder den traditionellen sieben Sakramenten zuwenden, denn ihnen werden auch die beiden uns hier interessierenden sakralen Gebenheiten Weihe und Ehe zugerechnet. Im Blick auf unser Ziel ist anzumerken, dass man sich immer bewusst war, es gehe bei diesen Sakramenten nicht um eine Summation in sich gleichartiger oder gleichwertiger Handlungen, sondern um eine komplexe Klassifizierung divergenter Momente. So teilte man das Septenar unter verschiedenen Aspekten ein und auf. Beispielshalber unterschied man die *sacramenta maiora* („Großsakramente“) Taufe und Eucharistie von den übrigen als *sacramenta minora* („Mindersakramente“) titulierten Handlungen. Einteilungsgrund war die direkte oder indirekte Bezeugung in der Heiligen Schrift. Hier ist übrigens die evangelisch-katholische Differenz in der Sache begründet. Für uns wichtiger ist eine andere Klassifizierung, deren Kriterium die Wirksamkeit der Zeichenhandlung ist. Taufe, Eucharistie und *Firmung* (letztere ursprünglich ein Teil der Taufriten) nannte man die *in/itiationssakramente*. Sie vermitteln dem Empfänger die volle Zugehörigkeit zur Heilsgemeinschaft Kirche und damit zum vollen Heil. *Buße und Kranken-*

salbung hingegen haben ihre Funktion in der Heilung der zerstörten Gemeinschaft, die seelische (Sünde) und somatische Gründe (Krankheit) haben kann - wobei wir heute wissen, wie sehr beide oft verflochten sind. Die verbleibenden erhielten den Namen Standessakramente. Während die bisher genannten samt und sonders primär den Empfänger meinen und seine Gottesgemeinschaft herstellen bzw. fördern, welche dann freilich Auswirkungen auf alle anderen hat, haben Ordo und Ehe die Intention, diese zwar nicht ohne den Empfänger, aber doch vorrangig für andere zu ermöglichen - für die Gemeinde der Glaubenden im ersten, für die Familie im anderen Falle. Schon an dieser Stelle, am Ende unseres ersten Ganges, sehen wir: Ehe- und Weihesakrament gehören irgendwie konstitutivzusammen und heben sich in gewisser Weise von den übrigen Heilszeichen der Siebenerschaft ab.

3. Ehe

Betrachten wir zuerst das Sakrament der Ehe, wohl wissend, dass wir damit einen systematischen Faux pas begehen: In der offiziellen Zählung steht es ganz am Ende. Womit wir schon das Zentrum der Probleme erreicht haben. Mit keinem anderen Heilszeichen hat sich die Kirche, die römisch-katholische zumal, so schwer getan wie mit diesem. Die klassische Dogmatik hat einst die „Einsetzung durch Jesus Christus“ als Kennzeichen des Sakraments deklariert. Das war zunehmend für alle übrigen auch immer schwieriger nachzuweisen, für die Ehe hat es auch der eiferndste Apologet nie versuchen können. Die Ehe gehört anders als die Taufe oder das Bußsakrament

eindeutig nicht dem Christentum, sondern der „Schöpfungsordnung“ als Initiatorin zu. Es gab sie schon seit eh und je und lange vor Bibel und Kirche.

Allerdings war auch nicht zu bestreiten, dass sie durch die Heilige Schrift und die darauf sich berufende Religion als heilsrelevant angesehen worden ist und damit eine sakramentale Qualität *avant la lettre* bekommen hat. Sonderzahl sind die Belege aus dem Ersten Testament, in denen die währende Verbindung von Mann und Frau als Bild und Zeichen des Bundes Gottes mit den Menschen, näherhin mit dem auserwählten Volk Israel, dient. Da Bund seinerseits ein Grund- und Schlüsselwort der Basisaussage der Religion selber ist, versinnbildet Ehe in sich und in jeder konkreten ehelichen Verbindung eines Mannes mit einer Frau bereits die Liebe Gottes und ihre heilschaffende Absicht. Im Neuen Testament nimmt Jesus diese Theologie auf. Mit dem Scheidungsverbot stellt er gemäß dem Markusevangelium (Mk 10,2-12) Ehe neuerlich ganz unter den Heilswillen Gottes. Eine Lösung des Bandes hat Mose zwar gestattet, aber nur wegen der „Herzensverkalkung“ (*sklerokardia*) der Menschen. Am Anfang war es anders und dieser Anfang, der gottgewollte Ursprung, soll rehabilitiert werden. Paulus sieht folgerichtig die Ehe als Mittel der Heiligung. Er schreibt I Thess 4,3-8):

„Das ist es, was Gott will, eure Heiligung. Das bedeutet, dass ihr die Unzucht meidet, dass jeder von euch lernt, mit seiner Frau in heiliger und achtungsvoller Beziehung zu verkehren, nicht in leidenschaftlicher Begierde wie die Heiden, die Gott nicht kennen, ... Denn Gott hat uns nicht dazu berufen, unrein zu leben,

sondern heilig zu sein. Wer das verwirft, der verwirft also nicht Menschen, sondern Gott, der euch seinen Heiligen Geist schenkt.“

Bekannter ist der Epheserbrief, der das eheliche Verhältnis von Mann und Frau in Relation zum Verhältnis Christus - Kirche bringt (5,22-33), auch wenn die Beziehungen nicht immer durchsichtig klar sind.

Auf jeden Fall ist die historische Linie, die von dort zur Bezeichnung der Ehe als Sakrament führt, gerade, klar und einsichtig. Um so erstaunlicher ist es dann freilich, dass es immer in einem eigenartigen Zwielficht geblieben ist. Die starken Einflüsse, die die griechische, genauer die platonische Ethik auf die neue Religion ausübte, führten praktisch zu einer Abwertung der Ehe und einer entsprechenden Hochbewertung der Ehelosigkeit „um Gottes willen“, die sich mitnichten auf ein ähnlich solides und natives Fundament wie erstere in der Heiligen Schrift zu stützen vermochte. Allenfalls konnte man sich auf einige wenige Worte aus dem Mund Christi und symbolische Notierungen wie die Jungfräulichkeit Mariens und die nicht einmal ausdrücklich bezeugte Ehelosigkeit des Herrn berufen. Es gibt denn auch kein „Sakrament der Jungfräulichkeit“, allenfalls das Sakramentale der Jungfrauenweihe. Faktisch stellte die christliche Spiritualität aber beständig die Ehelosigkeit über die Ehe, am deutlichsten sichtbar in der Forderung des Zölibats ursprünglich für alle Empfänger, seit wenigen Jahrzehnten nur für die der beiden letzten Stufen des Weihesakramentes. Noch einmal kann man sagen: Wäre dem nicht so, wäre vermutlich auch diese Tagung nie anberaumt worden.

Nimmt man aber die Ehe in sich und in ihrer sakramentalen Bedeutung ins Visier, zeigt sich sofort, dass kaum eine andere humane Lebenswirklichkeit so sehr die Grundintention des Sakramentalen erfüllt wie gerade sie und alle ihre wesentlichen Charakteristika. In ihrer eigentlichen Gestalt - also unabhängig von allen kulturellen und spirituellen Überformungen, die freilich heute wie stets zu den handfesten Problemen leiten, welche die Institution quälen - ist die unauflöslliche und aus Liebe geborene Verbindung eines Mannes mit einer Frau samt ihrer konstitutiven Offenheit auf Fruchtbarkeit in Kindern ein nicht zu überbietendes Zeichen der ewig währenden Bindung des einen Gottes an die eine Menschheit zum Zweck der Mehrung des Liebesbundes zwischen Schöpfer und Schöpfung. Insofern die Kirche ihrerseits ebenfalls auf umfassenderer Ebene die gleiche Signifikanz besitzt, stellt die Ehe ganz im Sinn des hl. Paulus in ausgezeichneter Form die Relation Gott in Christus auf der einen, der Glaubensgemeinschaft auf der anderen Seite ins Licht und dar.

Das kommt in mancherlei Form zum Austrag. Dass Liebe das Motiv der Ehe ist, erweist sich bereits darin, dass anders als bei allen anderen Sakramenten zwischen Spender und Empfänger kein Gegenüber bleibt, sondern sie ihre Aufgaben im Ritus tauschen: Der Spender wird zum Empfänger, die Empfängerin zur Spenderin des Sakramentes. Dieses kommt erst dann zur auch kanonischen Reife, wenn die Ehe in liebender Vereinigung der beiden vollzogen wird. Weiter ist zu sagen: Während beispielsweise die Taufe oder die Eucharistie primär in einem Akt besteht - dem Wasserritus, dem Opfermahl, dem gewiss dann ein



Leben aus der sakramentalen Gnade folgen muss -, erschöpft sich das Ehesakrament niemals in der Trauung, sondern beginnt dort erst zu wachsen bis hin zu unvordenkbarer Reifung der Eheleute aneinander und einer durch den anderen - bis der Tod sie scheidet. Diese Klausel war übrigens im Rahmen der gerade angestellten Überlegungen zu Kirchenväterzeiten gar nicht selbstverständlich: Nicht nur die Bigamie, auch die Digamie, die Zweitehe nach dem Tod des Partners galt als verboten: Wo einmal namhaft gemachte eheliche Liebe die Liebe Gottes symbolisierte, konnte ein Teil dieses Bundes ähnliches mit anderen nicht noch einmal versuchen. Da spielt es letztlich keine Rolle, ob das gleichzeitig oder nachfolgend zu einem konkreten Ehebund geschah. Ge-

legentlich sprach man sogar von einem „Quasi-Charakter“ und stellte Ehe damit in Parallele zum character inde/eb/7/s des Weihe-sakramentes.

Auch die kirchlich nachdrücklich eingeforderte Offenheit der Ehe zu Kindern erklärt sich zutiefst aus dem sakramentalen Denken. Die Liebe Gottes ist nach christlicher Überzeugung trinitarisch. Gott ist Vater und Sohn und Heiliger Geist, eines Wesens in drei Personen zufolge der altkirchlichen Spekulation. Sucht man sie personalistisch zu entfalten, erscheint Dreifaltigkeit als Liebesgeschehen, das stets in drei Phasen oder Akten zu denken ist: Der Liebende (in Gott der Vater) wendet sich dem Geliebten (in Gott der Sohn) in einer Liebe (*Heiliger Geist* in der Trinität) zu, die als Agens (Vollzugsorgan) wie als Produkt (aus der Liebe Entstandenes) der gegenseitigen Beziehung verstanden werden kann. Dementsprechend heißt der Geist in der patristischen Theologie gern *caritas et donum* (Liebe/Vollzieher und Gabe/Vollzogenes). Es liegt nun nahe, das Kind aus der Ehe als jenes dritte Moment des Liebesvollzugs zu sehen. Wenn also Ehe sakramental die Liebe Gottes symbolisiert, gehört für das christliche Denken das Kind als Sprössling der Liebe untrennbar dazu. Es sei an dieser Stelle nochmals nach- und ausdrücklich betont, was vorhin eher angedeutet wurde: Wir bewegen uns hier im Horizont der idealen Ehe, einer Sollens-Moral, nicht unbedingt auf dem Boden der gegenwärtigen ehrelevanten Situation. Da sind zahlreiche Einengungen und Verkürzungen in Betracht zu ziehen, die für die Ehepastoral unstreitig von zentraler Wichtigkeit sind. Die grundsätzliche Gestalt wird aber nicht berührt.

4. Weihesakrament

So vergleichsweise einfach steht es leider beim zweiten Sakrament, das zu unserem Thema gehört, nicht. Der Ordo steht in der Bredouille in der Seinsdimension nicht weniger als in der des Sollens. Hier machen der Kirche Probleme nicht nur die nachlassende Zahl der Bewerber und der Streit um die Erfüllbarkeit der Zulassungsbedingungen (sprich vor allem Lebensmöglichkeit des Zölibats in der heutigen Welt), sondern auch explizit theologische Fragen wie die Dreistufigkeit des Amtes, die Möglichkeit der Zulassung von Frauen, die Qualität der Aufgaben (ontologisch begründet oder funktional legitimiert?), die reservierten Aufgaben der Amstufen - vor allem die Eigengestalt des Diakonats gegenüber den anderen Weihestufen wie gegenüber den nichtordinierten pastoralen Diensten ist in der Debatte -, und die mit dem Amt verbundene ökumenische Problematik, im zwischenkonfessionellen Gespräch bekanntlich das eigentliche und bisher mehr oder weniger weglose Thema. Wir müssen alle diese Klippen zu umschiffen suchen, indem wir zum anderen Male auf die dogmatische Grundgestalt des Weihesakramentes Bezug nehmen - nicht weil die Steine des Anstoßes damit aus der Welt geschafft wären, sondern weil neben äußeren Gründen (Zeit und Aufgabenstellung) auch innere dafür plädieren (möglicherweise verhalfen dogmatische zu praktischen Einsichten). Dieser Kern des Komplexes besteht in den Kategorien von Sendung und Dienen, welche grundlegend für das Christusgeschehen sind. Sie sind bei Licht besehen nichts anderes als Synonyma für die Wirklichkeit, die auch vom Begriff Sakrament

bzw. *Sakramentalität* notiert wird. Wir kommen auf die Einsicht des ersten Abschnittes zurück, wonach die Liebeszuwendung Gottes menschlich, also zeichenhaft geschehen muss. Zeichen aber sind immer Mittel. *Durch* sie, kraft *ihrer* geschieht etwas. Wenn wir an die Siebenzahl der Sakramente denken, steht die Sachinstrumentalität im Vordergrund unserer Vorstellungen: Wasser, Brot/Wein, ölsalbung vermitteln Gnade. Aber weil Liebe ein personaler Vollzug ist, kann es nicht überraschen, dass von viel größerem Gewicht personale Mittler sein müssen und in der Tat sind: Christus als das Ursakrament, die Kirche als Personengemeinschaft als Grundsakrament. Im Kosmos der Einzelsakramente ist schon die Ehe eine erstrangig personale Realität. Mehr noch aber scheint dies zu gelten für den Ordo. Während aus der gegenseitigen Liebe von Mann und Frau, welche bereits in sich einen hohen Eigenwert darstellt, die Liebesfrucht und das Heil in gewissem Sinn als Folge erwachsen, hat der Amtsträger als solcher in sich gar keinen Selbstwert, sondern erst in der Übernahme der Sendung, zu der er bestellt, deretwegen er geweiht ist. Hören wir wieder Paulus:

„Wir sind also Gesandte an Christi Statt, und Gott ist es, der durch uns mahnt Wir bitten an Christi Statt: Lasst euch mit Gott versöhnen!“ (2 Kor 5,20). Und in welcher Gesinnung das zu geschehen hat, steht ein paar Seiten vorher (I ,24): *„Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer (synergoi) zu eurer Freude „*

Die neutestamentlichen Bezeichnungen für die heute generell

vom Ordo-Sakrament abgedeckten Ämter vermeiden denn auch peinlich jede Anspielung auf Macht, Einfluss, Vorordnung und bedienen sich statt dessen solcher Termini, die die mittlere Funktionalität betonen: Presbyter (Ältester), Episkop (Beobachter) und vor allem Diakon. Man darf nach diesem Befund sagen, dass Diakonat die grundlegende und eigentliche Qualifikation der ordinierten Vermittlung ist, Das wird noch deutlicher, denkt man an die programmatische Christus-Aussage:

„Wer bei euch groß sein will der soll euer Diener sein, und wer bei euch der erste sein will, der soll euer Sklave sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen (diakonäthānei), sondern um zu dienen (diakonāsai) und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“(Mt 20,26-28. Vgl.Mk 10,35-40).

Die nämliche Gestimmtheit kommt übrigens auch im deutschen Wort Amt zum Ausdruck. Es bedeutet seiner Etymologie nach nichts anderes als Dienst. Der gutgemeinte fromme Ausdruck vom „Dienstant“ ist also ein weißer Schimmel. Auch das lateinische offic/um deutet die gleiche Richtung an. Der theologische Name ordo für unser Sakrament umschließt gleichfalls eine Relation, eine Hin-Ordnung auf anderes.

Es ist, alles in allem betrachtet, die in der Glaubensgemeinschaft gelebte und gewirkte reine Liebe in und aus der Liebe des dreieinen Gottes, mittels derer seine Schöpfung in die ewige Gemeinschaft mit ihm gelangen soll. Dieser Heilsplan ist das eigentliche Geheimnis (lateinisch auch: sacramentum), das zu verkün-

den Aufgabe der Amtsträger und durch sie der ganzen Glaubensfamilie ist:

„W/verkünd/gen Weisheit unter den Vollkommenen, aber nicht Weisheit dieser Welt oder der Machthaber dieser Welt, die einst entmachtet werden. Vielmehr verkündigen wir das Geheimnis der verborgenen Weisheit Gottes, die Gott vor allen Zeiten vorausbestimmt hat zu unserer Verherrlichung“ (I Kor 1,2,6 f.).

Das Ordo-Sakrament ist unter diesem Aspekt nichts weiter als die Zurüstung zu dieser grundlegenden Dienstbarkeit. Nicht anders als das Ehe-Sakrament besteht es folglich nicht bloß und nicht eigentlich in der Weihespendung, sondern im Leben als Geweihter, genauer: im Vollzug und der existentiellen Veranschaulichung der trinitarischen Liebe.

5. Konvergenz der beiden Sakramente

Hier dürfen wir uns nun wirklich kurz fassen, damit ein langes Gespräch statthaben kann. Unsere anfänglichen Erwägungen haben ergeben, dass Sakramenta/ität eine umgreifende und durchgängige Realität ist, die gewiss Höhe- und Kernpunkte besitzt, die aber prinzipiell sich in der Welt als Schöpfung zeigt. Mit anderen Worten: Wer als Christgläubiger die Wirklichkeit schaut, sieht sie sakramental strukturiert. Daraus folgt als erstes, dass sie eine Einheit in der Perspektive der Theologie bildet. Natürlich trifft das besonders für die Sakramente des Septenars zu. Das bedeutet mitnichten, dass sie ersetzbar oder austauschbar, erst recht nicht, dass sie irgendwie

identisch sind. Jedes hat seine eigene und unverwechselbare Gestalt, jedes ist ja auch für eine konkrete Lebenssituation gedacht. Gleichwohl haben sie trotz aller Eigenheiten eine gemeinsame Gestalt und Aufgabe: Es geht um Darstellung und Realisierung der Liebe Gottes in der Geschichte. Darin liegt auch der tiefe Grund, weshalb die Taufe allen Menschen und nach dem Empfang des Eingangssakraments grundsätzlich alle Sakramente allen Getauften zugänglich sind (nicht: empfangen werden müssen). Denn jedes von ihnen ist auf seine Weise Teil der Symphonie der Verkündigung des Mysteriums Gottes, wie der I. Korintherbrief formuliert hatte. Dass Frauen nur aufgrund der natürlichen Gegebenheit des Geschlechtes ein Sakrament unzugänglich ist, bedeutet in diesem Kontext in der Tat einen erheblichen Stolperstein.

Die ersten fünf Sakramente der Siebenerordnung treffen primär in einen Lebensknotenpunkt des Individuums: Geburt und Taufe, Reifung und Firmung, Spiritualität und Eucharistie, Schuld und Vergebungssakrament, Krankheit und Salbung werden auf diese Weise zusammengebunden. Wie schon gesagt, heben sich die bei den letzten Sakramente deutlich von dieser Schematik ab. Hier geht es um Begründung und Heiligung eines Standes, also einer existentiellen und damit grundlegend andauernden Situation, deren Zielrichtung nicht das Empfänger-Individuum ist, sondern andere Menschen - bei der Ehe der andere Partner und der Partner Kinder (im Sinn der basalen Offenheit für sie), beim Ordo die anderen Kirchenmitglieder (ebenfalls im Sinn der basalen Offenheit, sofern natürlich ein Geweihter auch nichteklesiale Aufgaben ausüben kann - als Arzt

oder Psychotherapeut zum Beispiel). Ehe und Ordo weisen also eine strukturelle Ähnlichkeit und Aufgabengemeinsamkeit auf. Diese setzt sich darin fort, dass beide nur gelebt werden können aus einer existentiellen Haltung des Daseins für andere (Proexistenz), deren Norm die Proexistenz Christi selber sein muss. Auf die Empfängerperson bezogen artikuliert sich diese Existentialität in der in sich unbegrenzten Dauer der mit den beiden Sakramenten übertragenen Aufgaben. Ehe, so buchstabiert sich das dann im Theologenjargon, ist unauflöslich, Ordo verleiht ein „unauslöschliches Merkmal“ (character *indelebilis*). Wo besondere Umstände eine Änderung verlangen, erfolgt sie einzig auf der rechtlichen Ebene (Trennung von Tisch und Bett, Laisierung), nicht auf der theologischen. Auf die anderen Menschen hin bedeutet die genannte Existentialität die stete Bereitschaft des Verheirateten bzw. des Geweihten, das Leben so total wie möglich in den Dienst der durch das Sakrament anvertrauten Anderen zu stellen. Es gibt keine Auszeit für Eheleute und keinen weihereien Schutzraum für Amtsträger. Vielleicht ist es nicht überflüssig anzumerken, dass das keine Lizenz für das Heifersyndrom ist.

Ehe wie Ordo kommen auch überein in der Abzweckung des ihnen je spezifischen Dienstes. Die christlichen Gatten als Empfänger des Ehesakramentes erfüllen ihre christliche Aufgabe nicht schon damit, dass sie sich nett zueinander verhalten und eine ordentliche Familie in Gang halten. Geweihte sind nicht schon dadurch Dienende, dass sie bedeutende Organisatoren und begnadete Manager des Betriebs Kirche sind. Vielmehr ist ihr Letztziel, welches durchaus und sogar unumgäng-

lich durch die Realisation der erwähnten Aufgaben auch erreicht werden kann und wird, die Zurüstung der anvertrauten Menschen zur Christusnachfolge, die tiefste und innerste Voraussetzung für das Christusheil ist. Die sakramentale Begnadung ist in bei den Fällen Heildienst - griechisch: Diakonie.

Es bedarf keiner langen Ausführungen, um zu zeigen, dass sich die Verpflichtung potenziert, wo jemand in die derzeit kirchlich ausgesprochen seltene Lage versetzt wird, beide Standessakramente empfangen zu haben. Der verheiratete Diakon, mit anderen Worten, hat also eine außerordentliche Bedeutung und Funktion gerade in der gegenwärtigen Stunde der Kirchengeschichte, in der er unersetzlich ist, die zukunftsfruchtig sein dürfte. Von Potenzierung war eben die Rede. Steht also am Ende eine Überforderung? Ja, wenn die Forderungen nur auf der sozialmenschlichen Ebene erhoben würden. Nein, wenn sie eigentlich nur Konsequenzen aus einem Geschehen sind, welches Ereignis nicht unserer Leistung, sondern Seiner Gnade sind. Der sie in uns wirkt, wird sie in uns vollenden. Das macht Christinnen und Christen aus den Sakramenten unüberwindlich. Dienen heißt hier wirklich herrschen.